

HANNA-BARBARA GERL-FALKOVITZ: Frau – Männin – MenschIn. Zwischen Feminismus und Gender, Kevelaer 2009, 288 S., ISBN 978-3-766-613134, 19,90 EUR.

„Wer heute zum Thema ‚Weiblichkeit‘ schreibt, wagt sich in ein Minenfeld“ (7) – so beginnt Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz ihren Gang durch die Kulturgeschichte der Geschlechter. Mit dieser Einschätzung liegt sie nicht falsch. Zu schwer wiegen für ganze Generationen von Frauen bittere Erfahrungen von geschlechtsspezifischer Diskriminierung, zu kontrovers ist das Feld des akademischen und politischen Gender-Diskurses, als dass frau heutzutage unverkrampft die ‚Frauenfrage‘ stellen, geschweige denn einer Antwort zuführen könnte, die sich, wie es hier geschieht, unverblümt in die biblische und kirchliche Tradition hineinstellt. Die Religionsphilosophin bürstet in ihrem ebenso streitbaren wie konstruktiven Buch vieles gegen den Strich, was sich allgemein als Konsens und *point of no return* eingegraben zu haben scheint. Sie diskutiert kritisch, bisweilen scharf, den weitgehenden Abschied von ontologischen

Fragen in Sachen Geschlechtlichkeit, thematisiert den konstitutiven Zusammenhang von Freiheit, Hingabe und Bindung, benennt virulente Überhänge wirkmächtiger emanzipatorischer Entwürfe (Simone de Beauvoir, Judith Butler) und sichtet das Brüsseler Gender-Mainstreaming. Manche Spur der Geschichte stellt sie in ein neues Licht, manche moderne Position unterzieht sie einer temperamentvollen Kritik.

Um es gleich vorwegzunehmen: Gerl-Falkovitz propagiert weder das Heimchen am Herd noch will sie Geschlechterhierarchien gleich welcher Art verteidigen oder gar revitalisieren. Ihre Ausführungen können nicht als Argumentationshilfe herangezogen werden, um strukturelle Ungerechtigkeiten von gestern oder heute schönzureden oder historisch gewachsene Geschlechterrollen unter Verweis auf die Natur oder den Willen Gottes religiös zu verbrämen. Sie eignen sich jedoch auch nicht dafür, die üblichen (in der Regel in kirchlichen Kreisen vermuteten) Verdächtigen erneut an den Pranger zu stellen und die gedanklichen Allianzen, die ihnen oft zugeschrieben werden, einmal mehr als schlichtweg unselige zu entlarven – allen voran die vermeintlich prekäre Allianz von christlichem Gottes- und kirchlichem Frauenbild. Hier finde (oder suche), wie man (frau) nicht müde wird zu behaupten, jahrhundertelange Ungerechtigkeit in Kirche und Gesellschaft ihre theoretische Rechtfertigung. Demgegenüber markiert Gerl-Falkovitz gerade im Erfahrungs- und Reflexionschatz, der sich der biblischen Offenbarung verdankt, einen kulturgeschichtlichen Wende- und Angelpunkt hin zu einer menschengemäßen Anthropologie, die beides – ursprüngliche, ebenbürtige Personalität und geschlechtliche Besonderheit von Mann und Frau – wertschätzend zu kultivieren hilft: „Schöpferisches, erlaubtes, leibhaftes Anderssein auf dem Boden gemeinsamer göttlicher Grundausstattung – mit dem Antlitz von Frau oder Mann: Das ist der Vorschlag des Christentums an alle Einebnungen, Dekonstruktionen, Neutralisierungen.“ (189)

Zwei Motive durchziehen ihre Ausführungen: das Motiv, dem komplexen Phänomen des menschlichen Daseins in konkreter leiblicher Gestalt, in geschlechtlicher Besonderheit, wirklich gerecht werden zu wollen. Die Variationsbreite der Ausgestaltung der Geschlechtlichkeit mag ein Signum der Gegenwart sein – die Notwendigkeit, dem eigenen Dasein als Mann oder Frau überhaupt eine konkrete Gestalt zu verleihen, die eigene Natur zu kultivieren, ist es nicht. Sie ist konstitutiv mit der Transzendentalität des Menschen verbunden. Kultivierung der Geschlechtlichkeit aber meint: sich der leiblichen Vorgabe weder „zu unterwerfen noch sie auszuschalten“ (183).

Formal intendiert sie, Kulturgeschichte als Humus kultivierter Gegenwart zu erschließen, Altes in seiner Wirkmächtigkeit wahrzunehmen und hermeneutisch fruchtbar zu machen. Dies kann gelingen, wenn die Früheren nicht

zu Gestirgen erklärt werden, wenn die Prägungen, die sie der Geschichte eingezeichnet haben, nicht einfach zu bedauerlichen Schatten der Vergangenheit degradiert werden, die wir Heutigen endgültig zu verscheuchen berufen wären. So verlockend es sein mag, die Geschichte der Geschlechter „ungeschichtlich unter den Leitlinien heutiger Emanzipation ab[zu]fragen“ (59) – gerecht wird es ihr nicht. Insbesondere die Geschichte der biblisch bezeugten Offenbarung wird befragt, ihre Rezeption als kultureller Schatz gewürdigt, denn hier – so die Autorin – „vollzog sich die Menschwerdung der Frau“ (80), die Personalisierung *beider* Geschlechter. Dabei wechselt sie nicht ihr Metier; sie bleibt Religionsphilosophin, wenngleich sie gegen Ende des Buches thematisch weit in das Terrain der Theologie ausgreift. Sie lässt menschliche Erfahrungen sprechen und gibt weiblichen Lebensentwürfen der Geschichte, die sich eben oftmals dem Christentum verdanken, ein Gesicht. Religiöse Traditionen werden also nicht normativ, sondern phänomenologisch aufgegriffen und argumentativ entfaltet. Dass dies wohlwollend geschieht, ist einem Grundsatz der Hermeneutik geschuldet – Verstehenwollen verträgt sich nicht mit einer Grundhaltung des Misstrauens, des Verdachts. Gleichwohl schreibt sie eine Geschichte der lichten Seiten, der Ressourcen, die das Christentum bereithält; Fehlentwicklungen werden benannt, aber nicht allzu ausführlich thematisiert. Persönlicher gehaltene Passagen mit konfessorischem Unterton sind stets als solche kenntlich gemacht.

Acht unterschiedlich perspektivierte Essays im Umfang zwischen 10 und 60 Seiten, die z.T. ältere Publikationen aufgreifen, nähern sich der Frage, wie frau angemessen verstanden werden könne. In einer breit angelegten Spurenlese (Kapitel I–III) erhebt Gerl-Falkovitz übergreifende Signaturen der Kulturgeschichte der Geschlechter, indem sie die gelebte Konstruktion geschlechtlicher Identitäten, ihre Motivation und ihr Selbstverständnis vorstellt. Dies geschieht zunächst typologisch: Die Entwicklung des Denkens spiegelt vom archaischen über den magischen und mythischen bis hin zum geschichtlichen, personalen und psychologischen Typos, so die Autorin, Muster der Wahrnehmung der Geschlechter und des Göttlichen wider. Das Erwachen der Innerlichkeit löst das Weibliche aus seiner Einheit mit den Mächten von Leben und Tod, aus seiner Identifizierung mit Fruchtbarkeit; eine nicht auf Mutterschaft angelegte weibliche Lebensform wird möglich. Literarischen Niederschlag findet das Bild der Frau als Rätsel und Verheißung des Mannes, der auszieht, sie zu (be-)freien, im Mythos, im Märchen, in mittelalterlicher Epik und Lyrik und bis weit in die Romantik hinein. Mann und Frau (als Jungfrau und Mutter) sind hier nur aneinander verständlich. Mit fortschreitender Rationalisierung rücken als ‚männlich‘ assoziierte Attribute in den Vordergrund: Bewusstheit, Logik, lineares, analytisches und kausales Denken. Damit verschiebt sich die ursprünglich symbiotische Einheit, dann polare Spannung der Geschlechter

zur Asymmetrie. Personales und (heils-)geschichtliches Denken verändert das Selbst- und Weltverständnis von Mann und Frau und ebenso die Wahrnehmung der Gottheit: Sie wird, wie der Mensch den Zwängen von Polarität und Notwendigkeit enthoben, als personales Gegenüber erfahrbar, das geschichtsmächtig zum Guten entschieden ist: als Vater.

Die Vergangenheit hält implizite Typik bereit, aber auch explizite Auseinandersetzung um das, was Frausein bedeuten könne. Christine de Pizan, mit der die *Querelle des femmes* in Frankreich ihren Anfang nahm, entlarvte bereits vor 600 Jahren den Zusammenhang von geschlechtlicher Identität und sozialem Kontext: nicht eine natürliche Minderstellung der Frau, sondern der mangelnde Zugang zu Bildung und ihr Einschluss in den familiären Binnenraum seien Ursache der erlittenen Asymmetrie der Geschlechter. Mit Lucretia Marinella, Moderata Fonte, Marie Le Jars de Gournay, Marie Olympe de Gouges, Anna Maria van Schurmann und zahlreichen anderen Europäerinnen kommen durchaus unterschiedliche, teils kämpferische, teils brave, teils ironische oder polemische Stimmen der historischen Frauenbewegung zu Wort. Frauen aus berühmten Paarkonstellationen (Sophie de La Roche, Bettina Brentano, Caroline Schlegel-Schelling, Caroline von Günderode, Fanny Mendelssohn-Hensel, Clara Schumann u.a.) stehen exemplarisch für einen v.a. in der Romantik entwickelten Entwurf geschlechtlicher Identität und gegenseitiger Bezogenheit. In literarischen Zeugnissen verdichten sich nicht unbedingt soziale Realitäten, aber (männliche) Ästhetisierungen des Weiblichen. I. Kant betont zwar galant den „reizenden Unterschied“ der Frau, Gleichwertigkeit und Polarität der Geschlechter (kalte Spekulation vs. warme Empfindung). Bildung aber bedeute Vermännlichung der Frau und sei allenfalls im Alter, wenn die Anmut schwinde, vertretbar. Solche Haltungen quittiert boshaft E.T.A. Hoffmann in einer Parodie der Hoffnung seiner männlichen Dichterkollegen, dass „das Fräulein über alles, was sie [die Dichter] von sich verlauten lassen, in ein somnambüles Entzücken gerate, tief seufze, die Augen verdrehe, gelegentlich auch wohl was weniges ohnmächtige oder gar zurzeit erblinde als höchste Stufe der weiblichsten Weiblichkeit“ (zitiert 125).

Auf die kundigen, durch zahlreiche Zitate farbigen Passagen und eine entsprechende Sichtung biblischer und kirchlicher Traditionen, die diese Typoi teils aufgreifen, teils korrigieren (leider fehlt die Wirkungsgeschichte von 1 Kor 11,3), folgt eine scharfe Auseinandersetzung mit modernen gendertheoretischen Entwürfen (Kapitel IV), die geistesgeschichtlich im Diskurs um Mann- und Frausein einen Wendepunkt markieren. Judith Butler steht beispielhaft für eine radikal konstruktivistische, dabei voraussetzungsreiche Genderkonzeption, die das Gegenüber von Mann und Frau, von *sex* (Biologie) und *gender* (kulturelle Zuschreibung/Gestalt), von Ich (bzw. seiner Illusion) und

Körper unterläuft. In Luce Irigarays Ansatz erkennt Gerl-Falkovitz eine formal ähnliche, inhaltlich aber entgegengesetzte Tendenz: die Verabsolutierung der geschlechtlichen Vorgabe und der in ihr gegründeten Wirklichkeitsdeutung. Dass keine dieser Positionen, die in ihrer Darstellung als Extreme des gender-theoretischen Spektrums fungieren, ihrem eigenen Person- und Leibverständnis genügen kann, liegt auf der Hand. In Kapitel V entwickelt sie Grundzüge einer in Gen 1,27 verankerten „theomorphe[n] Anthropologie“ (226). Sie bildet die Basis für thematische Rück- und Anschlussfragen (Kapitel VI–VIII). Es handelt sich durchweg um religionsbezogene Themen: Kapitel VI widmet sich der Aufgabe, Kriterien einer angemessenen Gottrede zu benennen, die geschlechtersensible Religionskritik im guten Sinn betreibt, ohne in anthropomorphe Projektion zu fallen. Kapitel VII stellt sich den Gründen, die von römisch-katholischer Seite gegen die Ordination von Frauen vorgebracht werden. Kapitel VIII entwickelt Bedenkenswertes zur Frage der Lebensform: In der Ehe wie in einem Leben nach den evangelischen Räten gilt es entsprechend dem angesetzten Personverständnis, geschlechtliche Identität und ganzpersonale Hingabe zu verbinden.

Gerl-Falkovitz baut auf der Erkenntnis auf, dass das Problem der menschlichen Personalität nicht nur historisch, sondern auch systematisch die Gottesfrage tangiert, ja – so ihre Überzeugung – ohne sie nicht sinnvoll bearbeitet werden kann. Wenn der Mensch immer *als* Mann oder *als* Frau begegnet, ist auch die Geschlechterfrage im Horizont der Gottesfrage zu stellen. Zu diskutieren bleibt natürlich, ob die entfaltete Geschlechteranthropologie auch dann noch kommunikabel ist, wenn dieser jüdisch-christliche Denkhorizont nicht vorausgesetzt wird. In konstruktiver Rezeption von Gen 1,27 gelingt es jedoch, geschlechtliche Identität und Personalität zusammenzudenken, ohne leibenthoben *sex* in *gender* oder biologistisch *gender* in *sex* aufzulösen. Nicht ein Neutrum, sondern der „Leib in seiner Gestaltetheit als Mann und Frau bleibt Träger der Person“ (209). Überdies bietet der befragte Thesaurus Ressourcen, die Zweiheit der Geschlechter auf der Grundlage gemeinsamer Personalität (Gottebenbildlichkeit) positiv zu würdigen. „Frau wie Mann sind je für sich genommen ganz und nicht einfach ‚Hälfte‘.“ (83) Damit verbunden ist dreierlei: 1. der klare Abweis einer androzentrischen Anthropologie, die ebenso in geschlechtsbezogene Diskriminierung wie in einen ungunstigen Egalitätsfeminismus (das Paradigma ‚Männin‘: ‚Frau muss Mann werden, um Mensch zu sein‘) münden kann und allzu oft gemündet ist; 2. – gegenläufig – der Abweis einer ideologischen Überhöhung des Frauseins (‚Frauen sind besser‘) bzw. eines extremen Differenzfeminismus, der nicht nur um die fruchtbare dynamische Bezogenheit der Geschlechter weiß, sondern, ausgehend von der Annahme unüberbrückbarer geschlechtlich geprägter Sprach- und Lebenswelten, alles dem Diktat der Dopplung unterwirft; 3. schließlich – positiv – ein im entwickel-

ten Personbegriff verankerter Freiheitsbegriff, der Freiheit als Möglichkeit der Bindung und Hingabe (an den anderen, an Gott) erkennt, „weil das Dialogische zum Konstituens der Person und wesentliches Merkmal ihrer Selbstgehörigkeit wird. [...] Personsein ist, christlich gesehen, die Zuspitzung [...] der Relation als Aktuierung der Selbstgehörigkeit.“ (206)

Gerl-Falkovitz hebt anspruchsvolle und bedenkenswerte Schätze biblisch inspirierter Kulturgeschichte – sowohl solche, die lebenspraktisch gedeckt und bis heute vielfarbig gelebt werden, als auch solche, deren Entdeckung und Bewährung im Leben und Nachdenken von Christinnen und Christen noch ausstehen oder auf ungute Weise überlagert und verfälscht wurden.

*Julia Knop*